

ROLF STEMMLE

DER
TEUFEL
VON
STOCKENFELS

ERZÄHLUNG



Rolf Stemmler

Der Teufel von Stockenfels
Erzählung

ROLF STEMMLE

DER
TEUFEL
VON
STOCKENFELS

ERZÄHLUNG


BUCHVERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-86646-353-0

1. Auflage 2017

ISBN 978-3-86646-353-0

© MZ-Buchverlag in der Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regensburg
www.gietl-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagfotos: Christian Greller (www.christian-greller-fotografie.de)
Fotos Innenteil: Rolf Stemmler (S. 43), Natalie Poths (S. 6, 98, 100)

Das im Text erwähnte „kleine braune Buch“:
Rupert Heigl: Stockenfels im Regental, Lokal Verlag Burglengenfeld, 1983

München. Von dort aus über die A9 und die A93 nach Regensburg. An Regensburg vorbei bis zur Ausfahrt Teublitz.

Anton bog nach rechts in die Landstraße Richtung Bruck. „Bis zum Schild *Kuchenpfalter 1 km*“, hatte Markus gesagt. „Du musst durch ein Waldstück und über eine kleine Brücke, über den Kuchenpfalter Bach, dann siehst du schon das dunkelgrüne Haus. Das hebt sich kaum ab vom Wald dahinter.“

Antons Sohn Markus hatte hier mit seiner Frau und den Kindern ein paar Urlaubstage verbracht. Die Pension sei, so Markus, ein idealer Ausgangspunkt für Wanderungen und Ausflüge, und sie böte das, was Anton jetzt vordringlich brauche: Ruhe.

Eine gute Wahl, dachte Anton, als er Blicke durch die Autofenster warf. Die Gegend war dünn besiedelt, dunkle Waldflächen zergliederten die Landschaft und schufen damit abgeschlossene Welten. Durch die Felder schlängelten sich schmale Wege, nur wenige davon waren asphaltiert. Hier und da saßen Krähen. Auch sie betrachtete Anton als Zeichen für Abgeschiedenheit.

Auf zwei Dinge konnte Anton dennoch nicht verzichten: einen Internetanschluss sowie ein Klavier. Dass er beides hier nutzen konnte, hatte er bei der telefonischen Zimmerreservierung geklärt. Die Pensionswirtin, eine Frau Feicht, hatte ihm zugesichert, ihr Sohn habe in eines der Gästezimmer einen Internetanschluss gelegt. Dieses Zimmer könne er haben. Auf dem Speicher stünde zudem ein Klavier, auf dem er außerhalb der Nacht- und Mittagsruhe spielen dürfe.

Anton musste sich erholen. Dringend. Doch gleichzeitig hatte er eine Arbeit voranzubringen. Recherchen im Internet und Selbstversuche mit einem Onlinespiel waren hierfür erforderlich. Und er hatte ein neues Konzertprogramm einzustudieren. Schon in fünf Wochen würde er einen Künstlerfreund und Sänger bei einem Liederabend begleiten. Anton war kein Profi auf seinem Instrument, immerhin aber ein versierter Laienpianist. Im Musizieren sah er einen wohltuenden Ausgleich zum Betrieb an der Uni.



Früher als erwartet entdeckte Anton den Wegweiser: *Kuchenpfalter 1 km*. Er bremste stark ab und riss das Lenkrad herum. Die Aktion gelang. Der Audi steuerte auf die kleine Straße, die auf ein Waldstück zuführte. Der Morgennebel hing noch immer in den Wipfeln, obwohl die Uhr neben dem Tacho bereits 11:13 Uhr zeigte. Auf der Autobahn war Anton nicht aufgefallen, wie schwer das nasskalte Novemberwetter auf die Landschaft drückte, doch nun, kurz vor dem Ziel, entwickelte er Aufmerksamkeit für die Natur und ihre Stimmung. Sie würde ihn durch die nächsten zwei oder drei Wochen begleiten, seine Befindlichkeit vielleicht sogar wesentlich beeinflussen, dachte er.

Wenige Meter vor dem Waldstück schossen drei Krähen auf. Sie überquerten im Tiefflug die Fahrbahn. Anton hatte sie nicht bemerkt. Sie hatten im verwachsenen Feldrain gesessen. Nur knapp entkamen die Vögel dem Wagen. Dann stießen sie in die Höhe und verschwanden hinter der Silhouette des Waldes.

Anton hatte wegen der Vögel nicht gebremst. Der Asphalt war feucht, und glitschige Blätter lagen darauf. Die Gefahr war zu groß gewesen, die Spur zu verlieren. Doch plötzlich stockte der Motor. Als würde eine unverwundbare Hand in kurzen Abständen in das Getriebe greifen. Anton erschrak und bremste den Wagen ab, bis er schließlich stand.

„Utzberg!“, blitzte es in Antons Kopf. „Das war Utzberg!“ Aber ihm war klar, dass es keine Beweise geben würde.

Er stieg fluchend aus und öffnete die Motorhaube. Ratlos verfolgte er den Verlauf der Schläuche und Kabel. Es fehlten ihm die nötigen Kenntnisse und Erfahrungen, um eine Ursache für die Störung ausfindig machen zu können.

Er blickte über die Straße und das Feld. Niemand war zu sehen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Wagen an den Straßenrand zu schieben, sodass er keine Gefahrenquelle und kein Hindernis darstellte. Dann versperrte er die Türen. Missmutig machte er sich zu Fuß auf den Weg. Bis nach Kuchenpfalter konnten es nur ein paar Minuten sein.

Beim Marschieren zogen düstere Gedanken durch seinen Kopf. So weit sei es also schon gekommen, dass Utzberg auf diese schäbige Weise gegen ihn vorging. Wäre die Sabotage auf der Autobahn wirksam geworden, hätte das den Tod bedeuten können! Utzberg hatte keine Moral, das wusste Anton schon immer. Er war rücksichtslos in allem, was er tat. Ganz besonders beim Wegdrängen des Konkurrenten.

Anton erreichte den geschotterten Hof der Pension. In einem geöffneten Holzschuppen, der das Grundstück auf der linken Hofseite begrenzte, befanden sich landwirtschaftliche Maschinen und Geräte. Vor dem Schuppen stand ein roter Opel. Das gegenüberliegende Pensionsgebäude war zweistöckig, vermutlich in den siebziger Jahren erbaut. Der dunkelgrüne Putz bröckelte an einigen Stellen von der Wand. Die Fenster glichen gläsernen, quadratischen Augen.

Aus dem Schuppen drang ein metallisches Schlagen. Anton ging hinüber, trat durch das Tor.

Hinter dem Traktor arbeitete an einer Werkbank ein etwa sechzigjähriger Mann. Mit einem kleinen Hammer klopfte er auf einen Amboss. Offenbar wollte er ein längeres Metallteil wieder brauchbar machen.

„Hallo!“, rief Anton.

Der Mann unterbrach sofort seine Tätigkeit und sah zu Anton. „Ja?“ Er legte den Hammer und das Metallteil beiseite und wischte mit den Händen über den grauen Kittel.

„Ich bin Ihr Pensionsgast.“

„Ah ja, der Herr Wiesmeier aus München, gell?“

„Ja, genau.“

Der Mann kam vor den Traktor und bot Anton seine Hand. Anton schüttelte sie.

„Schön, dass Sie uns besuchen. Meine Frau zeigt Ihnen das Zimmer. Gehen Sie einfach hinein, die Tür ist offen.“

„Ich habe noch ein Problem. Mein Auto steht ein paar hundert Meter von hier. Irgendwas war plötzlich mit dem Motor.“

Herr Feicht kratzte sich am Kopf. „Ja, so was. Ich hab mich schon gewundert. Normal kommt man hier mit dem Auto.“

„Ja, eben“, gab Anton zurück.

„Dann holen wir am besten den Kettele Udo. Der hat eine kleine Werkstatt, drüben in Fischbach.“

Anton zog sein Smartphone aus der Hosentasche. „Wissen Sie die Nummer?“, fragte er Herrn Feicht. Doch dann bemerkte er, dass das Gerät keinen Netzempfang hatte. „Gibt es hier kein Netz?“, fluchte Anton. Seine Hände wurden feucht. „Ich muss doch telefonieren können!“

„Nana“, lachte Herr Feicht. Er blieb gelassen. Ähnliche Reaktionen kannte er offenbar von anderen Gästen. „Der Empfang ist manchmal ein bisschen schlecht.“

Anton steckt das Smartphone zurück.

„Wir haben ja noch das normale Telefon“, schob Herr Feicht nach.

Anton unterdrückte seine Missstimmung. Er wollte hier auf dem Land weder anspruchsvoll noch hochmütig wirken. Und die Feichts seien ja herzensgute Leute, hatte sein Sohn gesagt.

Herr Feicht wies auf das Haus: „Fragen S' meine Frau.“

Anton war es dringender, seinen Wagen zu bergen und die Reparatur in Gang zu bringen, als das Zimmer zu beziehen. Wenn er schon auf sein Smartphone verzichten musste, so wollte er wenigstens mobil bleiben. Und er befürchtete, dass Ortskundige waghalsig rasten und nicht mit Pannenfahrzeugen rechneten. Womöglich mitschuldig an einem Unfall zu sein, war das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte!

Frau Feicht, die in der Küche gerade einen Kuchenteig knetete, begrüßte ihren Gast mit allergrößter Liebenswürdigkeit. Sie telefonierte sofort über das Festnetz mit jenem Udo Kettele, der in einer halben Stunde vor Ort sein wollte.

Anton marschierte zurück zum Wagen.

Der Automechaniker traf zuverlässig und pünktlich ein. Anton hatte bereits die Motorhaube geöffnet, als er in einem älteren BMW-Sport-

wagen heranbrauste. Der Motor war hörbar getunt. Mit quietschenden Bremsen kam er einen Meter vor dem Pannenfahrzeug zum Stehen.

Ein etwa dreißigjähriger, hochgewachsener Mann sprang Anton entgegen. „Was kann ich helfen?“, fragte er mit geübter Kundenfreundlichkeit.

Anton erzählte von seinem unerklärlichen Malheur.

„Wahrscheinlich die Benzinzufuhr“, mutmaßte Udo Kettele. Dabei rückte er an seiner riesigen Hornbrille. Nachdem er einen Blick auf das Autokennzeichen geworfen hatte, bemerkte er: „Ah, Sie sind aus München.“

„Ja, ich mache zwei oder drei Wochen Urlaub hier.“

„Schöne Stadt, dieses München.“ Kettele schob seinen langen Oberkörper in den Motorraum und rüttelte an Metallteilen und Schläuchen. „Ich war schon mal am Oktoberfest. Die Museen muss ich mir erst noch ansehen. Habe ich aber fest vor.“

Anton überlegte, ob er ihm die aktuelle Ausstellung in der Hypo-Kunsthalle empfehlen sollte, aber er ließ den Gedanken rasch wieder fallen.

Kettele verkündete ein erstes Resümee seiner Untersuchung. „Das ist alles ganz ordentlich“, sagte er. „Hat er das öfter?“

Anton verneinte. „Kann es auch sein“, fuhr Anton zögernd fort, „dass jemand absichtlich ...“

Kettele fixierte Anton verwundert: „Sabotage meinen Sie? Naja ... möglich ist viel ...“

Die Reaktion hatte Anton verunsichert. „Könnte ja mal sein, oder?“

Kettele kroch noch tiefer in den Motorraum, prüfte und bog sich dann wieder gerade. „Da ist nix zu sehen?“ Er gab sich erkennbar Mühe, seine Verwunderung mit Kundenfreundlichkeit zu kaschieren. „Lassen S' mal an“, bat er schließlich.

Anton setzte sich hinter das Steuer und steckte den Schlüssel in den Anlasser. Der Motor sprang sofort an.

„Hö! Geht ja!“, rief Kettele.

Anton kam aus dem Wagen. „Grad vorhin ...“

„Ja mei! So was hab ich schön öfter gehabt. Ich mach das Geschäft seit Jahren. Glauben Sie mir, da erlebt man einiges.“ Er schob seine Hornbrille zurecht. „Vielleicht war’s ja auch ein Poltergeist.“ Er lachte kurz. „Dann haben wir’s, oder?“

Anton entschuldigte sich vielmals, dass er ihn ohne Grund geholt hatte, und hielt ihm einen Zwanzig-Euro-Schein entgegen.

Kettele wehrte ab: „Passt schon.“ Während er zu seinem Sportwagen ging, bemerkte er noch: „Gäste sind uns allerweil willkommen. Wenn Sie mich mal wieder brauchen, ich hab meine Werkstatt in Fischbach.“ Er verschwand im Inneren. Der Motor heulte auf, und Kettele jagte davon.

Anton schlug die Motorhaube zu. Der Motor lief noch immer. Der Automechaniker hatte das Geld verweigert. Anton hatte dem hilfsbereiten Mann viel Zeit gestohlen. Grundlos. Er hätte ihm das Geld aufdrängen müssen, dachte er. Jetzt war es zu spät. Er konnte ihm unmöglich hinterherfahren. Das wäre albern gewesen.

Albern. Anton fühlte sich plötzlich albern. Der Fremde aus der Großstadt München hatte gleich bei seiner Ankunft gezeigt, dass er völlig unfähig war, praktische Probleme zu lösen. Schlimmer noch: Dass er Probleme erzeugte, die es gar nicht gab. Falsch. Dieses Problem war lediglich nicht beweisbar. „Utzberg!“ Utzberg musste den Motor manipuliert haben. Aber Utzberg fehlte es am nötigen Können! Die Sabotage war stümperhaft ausgeführt. Er atmete tief durch. Er hatte sein Auto wieder. Das erleichterte ihn, denn sein Audi war die beste Waffe gegen den schlechten Mobilfunk-Empfang, der hier herrschte.

Ebenso wichtig: der Internetanschluss.

Frau Feicht wusste sofort Bescheid. Schließlich hatte er mit ihr vorweg telefoniert. Das betreffende Zimmer sei für ihn reserviert. Anton bedankte sich für die Zuverlässigkeit und ging hinauf in sein Zimmer.

Es entsprach seinen Vorstellungen: schlicht, aber gepflegt. Ein Bett, ein Schrank, ein Holztisch. Alle Möbel, hellbraun furniert, stammten wohl aus den siebziger oder achtziger Jahren. Die Wände waren mit einem hellgrün-weißen Streifenmuster tapeziert.

Anton drängte es, den Internetanschluss auszuprobieren. Seit gestern Abend hatte er keinen Blick in das Onlinespiel *monsterkiller* geworfen. Er wollte wissen, ob sich das Ranking durch seine Passivität gravierend verschlechtert hatte. Die ausführlichen Studien zu seinem Aufsatz hatten zu einer guten Position geführt, die er nicht verlieren wollte.

Er rückte rasch den Holztisch an das Fenster. Er sollte ihm als Schreibtisch dienen. Dabei verschaffte er sich einen kurzen Eindruck von der Aussicht. Die Rückseite des Hauses war einem Waldstück zugewandt. Dazwischen erstreckte sich eine schmale Wiese, auf der die Pensionswirte zwei Ziegen hielten. Sie lagen faul im Gras.

Die Ungeduld und die Neugier trieben ihn voran. Er brachte die Toilettentasche in das kleine Badezimmer, verstaute Jacken, Hosen und Wäsche. Endlich holte er seinen Laptop aus dem Koffer, verlegte das Stromkabel und schaltete ihn an. Dann suchte er das Internetkabel. Er fand die Wandbuchse. Das Kabel war angeschlossen und steckte, in weite Schlingen gerollt, hinter dem Kleiderschrank. Anton führte es zu seinem Laptop. Aber es wurde keine Netzverbindung angezeigt. Anton zog den Wandstecker, drückte ihn nochmals in die Buchse, rüttelte daran. Doch nichts geschah. Hastig fuhr er auf, um zu Frau Feicht zu gehen. Der üble Verdacht, dass man ihn betrogen hatte, stieg in ihm auf. Es gab hier kein Internet! Man hatte ihm wohl nur einen Internetzugang versprochen, damit er nicht zu einer Konkurrenz-Pension abwanderte.

Auf dem Weg nach unten zügelte er sich. Immerhin hatte er im Zimmer tatsächlich ein Kabel vorgefunden. Der Gedanke machte ihm Hoffnung. Also war ja offenbar die nötige Infrastruktur vorhanden. Nur das Signal fehlte.

Frau Feicht war noch immer in der Küche beschäftigt. Sie spülte Geschirr.

„Kann es sein, dass das Internet nicht funktioniert?“ hielt er ihr vor. Er bemühte sich, entspannt und höflich zu wirken.

Frau Feicht blieb ruhig. „Ganz bestimmt geht das! Ganz bestimmt! Ich hab mit meinem Sohn alles besprochen. Nur den Knopf am Kasterl im Keller muss man noch drücken.“

„Ach so“, gab Anton zurück. Die Bemerkung, warum das nicht längst geschehen sei, verbiss er sich.

„Ich sag meinem Mann Bescheid. Der ist in zehn Minuten wieder da. Er ist nur schnell zum Nachbarn.“

„Kann ich nicht rasch ...“, schlug Anton vor.

„Das wär meinem Mann nicht recht. Technik ist seine Sache.“

„Ach so“, sagte Anton entwaffnet. „Ja, dann warte ich oben.“

Zehn Minuten. Für Anton dauerten die zehn Minuten eine Ewigkeit. Er starrte auf den Bildschirm und die Meldung: „Fehler: Server nicht gefunden“. In kurzen Abständen führte er den Mauszeiger zum Aktualisierungssymbol, probierte, ob die Startseite von *monsterkiller.de* endlich geladen werden konnte, doch die Fehleranzeige blieb beharrlich. Schließlich stand er auf, ging hinaus auf den Flur und blickte durch ein kleines Fenster hinaus auf den Hof, hinüber zum Schuppen. Der rote Opel fehlte. Herr Feicht war also immer noch beim Nachbarn. „Was, zum Teufel will er nur so lange beim Nachbarn!“, fluchte Anton in sich hinein.

Das Fenster war geschmückt mit einer Blumenampel. Eine penibel gepflegte Pflanze schwoll in sattem Grün vor Antons Augen. Anton begann, das Kraut zu hassen, als trage es die Schuld für dieses Warten. Es hatte keinen Sinn, zurück an den Laptop zu gehen. Bevor Herr Feicht nicht herankam, ausstieg und zum „Kasterl“ im Keller ging, gab es kein Internet. Anton verharrte hinter der Grünpflanze und observierte den Hof.

Seine Gedanken wanderten zu Utzberg. Klemens Utzberg. Anton hatte sich nichts vorzuwerfen. Was er getan hatte, war gerecht. Doktor Hummel würde ihm jetzt vielleicht widersprechen. „Sie müssen aufpassen, dass Sie nicht überreagieren. Sie wissen, Sie neigen manchmal dazu“, hatte er gesagt. Aber das war lange her. „Kommen Sie sofort, wenn Sie das Gefühl haben, Sie verlieren die Kontrolle über sich.“ Anton hatte über Monate hinweg keinen Anlass gesehen, einen neuen Termin zu vereinbaren. Er hatte sich ja unter Kontrolle. Und seine Reaktion auf die Attacke von Utzberg war keine „verlorene Kontrolle“, sondern eine angemessene und natürliche Reaktion gewesen.

Klemens Utzberg war wie Anton Professor am Lehrstuhl für Soziologie an der Uni München. Anton galt als Nachfolger des Dekans, immerhin bekleidete er bereits seit vier Jahren das Amt des Prodekan. Doch Klemens Utzberg hatte kürzlich eine Studie über Zukunftsvisionen von Jugendlichen veröffentlicht, die in Fachkreisen große Resonanz und Anerkennung ausgelöst hatte. Seitdem wurde Utzberg von einigen Kollegen und Studenten offen bevorzugt. Diese Entwicklung beunruhigte Anton. Dennoch vertraute er auf die Unterstützung der Kollegenmehrheit.

Anton fand die Ergebnisse von Utzbergs Studie fragwürdig. Er bezweifelte, dass die Datenerhebungsmethode wissenschaftlichen Standards entsprach. In einem Gespräch unter vier Augen hatte er Utzberg seine Zweifel dargelegt. Zu einer öffentlichen Kritik allerdings hatte er sich nicht entschließen können. Aus Feingefühl. So jedenfalls begründete er seine Untätigkeit vor sich selbst. In Momenten, in denen er schonungsloser mit sich selbst verfuhr, gestand er sich ein, dass er lediglich den Arbeitsaufwand, der für eine solche Attacke erforderlich gewesen wäre, scheute.

Utzberg hingegen griff rücksichtslos an.

Antons Aufsatz „Virtualisierung des Alltags am Beispiel des Online-spiels monsterkiller“ war vor einem halben Jahr im Fachmagazin So-

ziologie aktuell erschienen. Im Kern wollte Anton darin am Beispiel des Onlinespiels die Gefahren für das soziale Gefüge prognostizieren.

Wenige Wochen später veröffentlichte Klemens Utzberg in einer anderen Fachzeitschrift einen Artikel, in dem er versuchte, Antons fachliche Integrität zu zerstören. Seine Herangehensweise war intelligent, sein Text wirkte, wenn man nicht im Thema drinsteckte wie Anton, durchaus schlüssig und überzeugend. Jene Kollegen, die Anton bereits kritisch gegenüberstanden, ließen sich auch prompt dadurch bestärken.

Utzbergs Verhalten war niederträchtig. Er hatte eine Axt in ein Regal mit Porzellan geworfen. Aus purer Karrierelüsterheit!

Der Konflikt zwischen Anton und Utzberg verschärfte sich. Sie sprachen nur noch über organisatorische Dinge. Private Themen vermieden sie, erst recht die fachlichen, die Reibungspunkte enthielten.

Irgendwann fing Utzberg an, Anton auch im persönlichen Umgang zu provozieren. Auf völlig unterschiedlichen Ebenen. Ein Außenstehender mochte in den Vorkommnissen nichts Auffälliges bemerken, aber Anton nahm die böse Absicht wahr, die dahinter steckte. Er ganz allein.

Als ein Teil der Kollegenschaft nach einer Fakultätssitzung gemeinsam in die Mensa ging, schnappte sich Utzberg die letzte Schale mit Pommes frites von der Ausgabetheke, obwohl er sonst niemals welche aß; Anton hingegen häufig. Utzberg belegte Antons bevorzugten Seminarraum, ohne Notwendigkeit und ohne sich mit Anton abzusprechen. Bald darauf verschmierte Utzberg das Türschild von Anton. Niemand hatte es gesehen, aber Anton war davon überzeugt, Utzbergs Handschrift zu erkennen. Die Blumen im Vorgarten von Antons Haus verwelkten, ohne dass ein Grund auszumachen gewesen war. Antons Mensacard verschwand.

Schließlich begegneten sich die beiden im Lesesaal der Bibliothek. Anton tippte an einem Arbeitstisch wichtige Daten in seinen Laptop. Utzberg lief vorüber, musste einem Studenten ausweichen und streifte

mit seinem Laptop, den er unterm Arm trug, den Bildschirm von Antons Computer. Dieser wurde durch den Stoß um mehrere Zentimeter verschoben. Anton explodierte. Mit rotem Kopf fuhr er auf und schrie: „Lass mich in Ruhe, du Aasgeier!“ Die übrigen Nutzer der Bibliothek blickten auf. Im Lesesaal fiel gewöhnlich kein lautes Wort. Anton stürzte auf Utzberg, riss dessen Laptop an sich und schleuderte ihn über zwei Tische hinweg. Beim Aufschlagen klappte er auf, das Bildschirmglas zerbrach, die Tastatur sprang aus dem Gehäuse. Die Festplatte blieb weitgehend unbeschädigt. Zumindest konnte ein Spezialist alle Daten retten.

Das Verhältnis der beiden war ab diesem Vorfall unwiederbringlich zerstört. Der Dekan ordnete an, Anton möge sich für ein Monat von einem Assistenten vertreten lassen, Erholung und Ablenkung suchen sowie ärztlichen Rat einholen.

Die erste Auflage musste er umsetzen, dazu hatte ihn der Dekan gezwungen. Auf die Erfüllung der zweiten bestanden Katja und sein Sohn. Über die dritte wollte sich Anton hinwegsetzen. Er kannte die Ratschläge von Dr. Hummel zur Genüge. Er wusste, dass er seinen Wutausbruch gegenüber Utzberg verstehen würde.

Es genügte also, selbst die Dinge in die Hand zu nehmen und einen eigenen Therapieplan zu erstellen. Anton musste Abstand erzeugen und seine Souveränität zurückgewinnen. Den Kampf gegen Utzberg konnte er nicht aufgeben, aber er musste ihn klüger und effektiver führen. Wer schreit und unkontrolliert handelt, bringt sich schnell in ein schiefes Licht. Das war Anton klar. Er musste also hier in diesem Urlaubsort zur Ruhe kommen und mit den Mitteln seines Intellekts zurückschlagen. Er wusste, es würde nicht leicht werden, das Blendwerk, das Utzberg in seinem Gegenartikel entfaltet hatte, mit messerscharfer Beweisführung zu enttarnen. Das bedeutete konzentrierte Arbeit. Aber er würde es schaffen!

Doch dazu benötigte er einen Zugang zum Onlinespiel *monsterkiller!*

Anton starrte noch immer in den Hof. Herr Feicht ließ auf sich warten. Die zehn Minuten waren längst vorbei.

Im oberen Stockwerk ging eine Tür. Vermutlich kam im nächsten Moment ein anderer Gast die Treppe herab. Anton wollte niemandem begegnen. Er verschwand rasch in seinem Zimmer.

Das Warten zwang ihn zur Untätigkeit. Er trat ans Fenster und betrachtete die Ziegen in ihrem Gehege. Sie standen jetzt am rückwärtigen Zaun und schauten über die Wiese. Die Feuchtigkeit glänzte auf den Gräsern. Die Bäume und Sträucher des anschließenden Waldstückes waren so dicht zusammengewachsen, dass kaum Licht einfallen konnte. Das Pflanzengeflecht wirkte wie eine graubraune Mauer. Nur Tieren war es wohl möglich, in diese Welt einzudringen.

Anton gefiel der Gedanke, in eine solch unzugängliche, ja abweisende Landschaft geraten zu sein. Er hatte nicht vor, Erkundungsausflüge zu unternehmen. Allenfalls Spaziergänge. Und auch nur, wenn das Arbeitspensum, das er sich für den jeweiligen Tag vorgenommen hatte, erledigt war.

Er beneidete die Ziegen um ihre Lebensweise. Nichts trieb die Tiere dazu, einen Plan zu erfüllen. Sie kannten keine Uhr, niemand belagerte sie mit Erwartungen. Unter ihren Beinen wuchs das Futter, mit dem sie sich nach Gutdünken satt essen konnten. Um den Rest kümmerten sich ihre Eigentümer. Es tat Anton wohl, ihre Gleichmütigkeit zu studieren. Vielleicht würde es ihm ja gelingen, in den kommenden Tagen von ihnen zu lernen.

In seinem Kopf hörte er seine Kollegen diskutieren. „Der Aufsatz hat gute Ansätze“, sagte Kollegin Zobel, „aber da sind wir heute in manchen Punkten weiter.“ Kollege Heizer meinte: „Sie müssen alles noch mal in Ruhe überdenken.“ Anton stellte sich vor, die Kollegen seien abstruse Waldgeister, entstellt und lächerlich. Allen voran Utzberg. Man musste dieses Nörgeln nicht ernst nehmen.

Anton schüttelte den Kopf, als wolle er die Gedanken davonschleudern. Und plötzlich bemerkte er zwischen dem Palaver betörende

Stille. Sie drückte auf seine Ohren. Er konnte das Schlagen seines Herzens hören.

Diesen Zustand hatte er seit Wochen herbeigesehnt. Endlich war er da. Anton war völlig abgeschieden. Er verharrte und genoss den Eindruck.

Es klopfte an der Tür. Herr Feicht stand davor. „Jetzt müsste es gehen“, sagte er.

„Ah, ja“, antwortete Anton. Er bedankte sich, Herr Feicht verabschiedete sich.

Anton hastete zu seinem Laptop. Seine Hände zitterten. Als er jetzt den Aktualisierungs-Button anklickte, verschwand die Fehleranzeige. Einige Elemente seiner Startseite wurden sichtbar. Über die Favoritenleiste rief er *monsterkiller* auf.

Der Browser begann, die Seite aufzubauen. Sie färbte sich zunächst schwarz. Erst nach einiger Zeit erschien eine gezeichnete mittelalterliche Festungsanlage. Ihre Türme und Mauern wirkten so wuchtig, dass sie der Betrachter sofort in einer sagenhaften Spielwelt ansiedelte. Dann legte sich der Name des Spiels darüber: *monsterkiller*. Geschrieben mit einem blutroten Schriftzug. Lange passierte nichts. Schließlich fügte sich unterhalb der Festung folgender Text hinzu: „Niemand hat den Schatz von König Gribion bislang gesehen, aber alle trachten danach. Er wird von schrecklichen Monstern bewacht. Wähle die geeigneten Waffen!“

Anton wartete auf den fanfarenartigen Jingle, der beim Öffnen der Startseite ertönen musste. Ohne ihn war der Einstieg nicht vollständig. Er gehörte zum Spiel wie die Titelmusik zu einer TV-Serie.

Anton starrte auf den Bildschirm. Wo blieb er? Ja, der Lautsprecher war aktiviert.

Dann, endlich, erklang der Ruf der elektronischen Fanfaren.

Nun gab Anton seinen Benutzernamen ein: *hoehlenzauberer60*, anschließend das Passwort. Wieder verging viel Zeit, bis die Daten weiterverarbeitet waren und das Feld mit den Daten seines Nutzerkontos

erschien sowie die Waldhöhle sichtbar wurde, die er im Virtuellen besaß. Seine Figur, der Waldmagier Doron, lebte darin. Er klickte Doron an. Die Figur in blassgrauem Mantel, bewaffnet mit einer Lanze aus funkelndem Stahl, kam nur schleppend in Gang. Anton tippte mehrmals auf das Touchpad seines Notebooks. Da die Figur stark verzögert reagierte, klopfte er immer heftiger. Sie sprang schließlich etwas weiter, ohne jedoch in einen flüssigen Bewegungsablauf zu kommen.

Anton fluchte. Es gab nichts zu beschönigen! Die Pensionswirte hatten ihm einen funktionierenden Internetanschluss versprochen! Dieser hier war eine Katastrophe! Er war ein Nadelöhr, durch das nur ein lächerlicher Datenstrom schlüpfen konnte. An ein Spiel in Echtzeit war nicht zu denken! Anton resignierte und loggte sich aus. Erst nach einer langen Zeitspanne ließ sich das Spiel beenden. Anton klappte das Notebook zu, verärgert und ratlos, weil unter diesen Umständen effektive Studien unmöglich waren.

Er lief hinunter in das Erdgeschoss, riss die Haustüre auf. Der Platz vor dem Schuppen war leer. Herr Feicht war schon wieder weggefahren!

Also erwartete er eine Erklärung von Frau Feicht. Er klopfte an die Küchentür. Sie rief „herein“.

Frau Feicht stand noch an der Spüle und rieb gerade eine Pfanne trocken.

„Der Internetanschluss ist eine Katastrophe!“

Frau Feicht sah ihn wortlos an.

Jetzt erst fasste sich Anton. Das verwunderte, hilflose Gesicht der Pensionswirtin machte ihm klar, dass er sie nicht für das falsche Versprechen verantwortlich machen konnte. Und Herrn Feicht ebenfalls nicht. Sie waren beide viel zu unkundig!

„Das tut mir leid!“, sagte Frau Feicht. „Geht er nicht?“

„Doch, er geht schon. Aber er ist viel zu langsam.“

„Aha.“ Dass ein Internetanschluss unterschiedliche Tempi haben konnte, ließ sie staunen.

„So eine lahme Ente dürfen Sie nicht anpreisen!“

Dieser Vorwurf bestürzte Frau Feicht. Sie wedelte mit ihrem Trockentuch und rief: „Da reden Sie am besten mit meinem Mann. Oder noch besser: mit meinem Sohn. Der macht das! Am Abend können wir ihn anrufen. Der ist jetzt auf der Arbeit. Und am Freitag ist er da. Übers Wochenende.“

Anton bedankte sich mit unterdrücktem Zorn für die Auskunft.

Was sollte er jetzt tun? Ein Telefonat mit dem Sohn wäre sinnlos! Er würde kaum den Anschluss aufrüsten können. Anton musste sich sammeln.

„Gibt es in der Nähe eine Wirtschaft?“, fragte er. Anton hatte seit dem Frühstück nichts gegessen.

Frau Feicht war froh, eine hilfreiche Antwort geben zu können: „Schaun Sie doch rüber zum *Schottenstein*. Ob Sie um diese Zeit was Warmes kriegten, weiß ich nicht. Aber was Kaltes macht Ihnen die Conny bestimmt.“ Sie erklärte, wie Anton über die Feldwege gehen musste. Es sei ein Traditionswirtshaus, fügte sie hinzu, und eigentlich nur den Einheimischen bekannt. Das Bier sei gut und die Küche passabel.

Anton spazierte über glitschige Feldwege zu einer winzigen Siedlung. Der Weg mündete an deren Rand in eine schmale Teerstraße, welche die Siedlung mit der übrigen Welt verband. Zunächst führte die Straße vorbei an einem Bauernhof. Viele Generationen hatten ihn wohl bewirtschaftet. Landmaschinen standen im Hof. Das Haus war eingeraht von einem gepflegten Blumen- und Kräutergarten. Gegenüber reihten sich drei Einfamilienhäuser aneinander. Auch sie waren von üppigen Gärten umgeben. Die kleine Straße endete auf dem Vorplatz des Gasthauses. Das zweistöckige Gebäude war alt, erkennbar vor vielen hundert Jahren erbaut. Womöglich diente es ursprünglich als Poststation oder zumindest als Herberge für Reisende, mutmaßte Anton. Das hohe Dach wirkte, als wolle es das Darunterliegende erdrücken. Über der niedrigen Eingangstür war eine Holztafel angebracht: *Zum*

Schottenstein. Neben der Tür vermittelte eine Tafel folgende Information: „Urkundlich erwähnt erstmals 1520, benannt nach dem damaligen Burgherrn von Stockenfels, dem Raubritter Kunz Schott von Schottenstein.“

Anton las aufmerksam die Erläuterung. Der Spaziergang hatte ihn etwas entspannt. Da ihn geschichtliche Zusammenhänge interessierten, freute er sich, an einen solch historischen Ort gekommen zu sein.

Der Wirtsraum hätte eine bezaubernde Atmosphäre vermitteln können, denn die Wände der kleinen Stube waren geschmückt mit einer ertümlichen Vertäfelung, und die Holzbohlen hingen so gewichtig von der Decke, dass man unwillkürlich den Kopf einzog. Eine Ecke wurde ausgefüllt von einem Kachelofen. Er mochte nicht sonderlich wertvoll sein, schien aber bereits seit dem Barock den Raum mit milder Wärme zu beheizen. Doch niemand gab sich Mühe, den Charme dieser baulichen Schätze zu nutzen. Im Gegenteil: Die Vertäfelung war zerfurcht und mit Werbeaufklebern verunstaltet. Ein Kabelstrang verlief entlang der Oberkante und mündete in die Rückseite einer unscheinbaren Kommode mit einem Flachbildschirm. Um die hellbraunen, schmucklosen Tische standen ebenso wertlose Stühle. Der Raum wurde beherrscht von einer überdimensionierten Schanktheke samt grellem Brauerei-Emblem auf der Zapfsäule.

Der Wirtsraum war menschenleer. Die Tür hinter der unbeleuchteten Schanktheke, die zur angrenzenden Küche führte, war nur angelehnt. Ein Radio spielte Schlagermusik.

Antons Blick blieb, nachdem er sich einen Eindruck verschafft hatte, an dem Kabelstrang haften. Vielleicht war ja ein Internetkabel dabei, dachte er.

Er setzte sich an den Tisch bei der Kommode. Gäbe es in der Stube einen Anschluss, hätte er bereits einen Platz in dessen unmittelbarer Nähe. Dieser Gedanke wühlte ihn auf. Da niemand auf seine Ankunft reagierte, ging er nach einer Weile zur Theke und beugte sich Richtung

Küchentür. „Hallo!“, rief er mit höflichem, aber doch nachdrücklichem Tonfall.

„Ja, gleich!“ Eine Frau hatte geantwortet.

Der Klang der Stimme bewegte Anton. Aber er wusste nicht, weshalb. Er wartete an der Theke. Die Neugier hielt ihn fest. Dann aber riss er sich los. Er kehrte zurück zum Tisch und fixierte die Küchentür.

Endlich kam eine junge Frau herein. Sie trug Jeans sowie einen grünen Strickpullover. Die Ärmel hatte sie zurückgeschoben. Ihre blonden Haare waren zu einem kurzen Zopf zusammengebunden.

Ihre Erscheinung verwirrte Anton. Hätte ihre Stimme nicht eine solch ungewöhnliche Wirkung erzeugt, wäre er enttäuscht gewesen. Sie war hübsch, doch zugleich auch unscheinbar. In ihren Bewegungen aber zeigte sich ein markanter Charakter. Sie schien, Entschlusskraft und Durchsetzungsvermögen zu besitzen. Und trotzdem ließ sie eine verführerische Zärtlichkeit erahnen.

Vermutlich hieß sie Conny. Frau Feicht hatte diesen Namen genannt.

Sie brachte eine Speisekarte, eingehftet in eine abgegriffene Plastikmappe. Auf der Vorderseite prangte das grelle Brauerei-Logo. Die Hand, die sie Anton mit der Karte entgegenstreckte, fesselte Antons Blick. Sie war fein und schlank.

„Warmes kann ich Ihnen jetzt nicht machen“, sagte sie einleitend. „Brotzeiten. Höchstens eine Suppe.“

Wie es Anton erahnt hatte: Sie wirkte forsch. Aber ihre direkte, selbstbewusste Art hatte nichts Unangenehmes. Anton dachte nicht daran, gegen den vorgegebenen Rahmen aufzubegehren. Im Gegenteil. „Können Sie mir ein Wurstbrot machen? Ein einfaches Wurstbrot“, bat er, ohne die Karte anzurühren. „Und ein großes Wasser.“

„Alles klar“, antwortete die Frau und verschwand in der Küche.

Anton verschränkte die Arme und lehnte sich zurück. Er hatte nichts dabei außer seiner Geldbörse und seinem Smartphone. Das hatte er mitgenommen, in der Hoffnung, auf Netzempfang zu stoßen. Doch auch hier zeigte sich am Display das kleine Warnsymbol.

Er horchte auf die Geräusche in der Küche. Was machte sie gerade? Wie bewegte sich dazu ihre Gestalt?

Die Wirtin brachte das Wasser. Lächelte unverbindlich und ging zurück in die Küche. Es war ein kurzer Auftritt. Äußerlich belanglos, doch für Anton eine Bestätigung, dass diese Frau etwas Sonderbares vermittelte.

Hatte er sich verliebt? Auf den ersten Blick? Anton wollte den Gedanken nicht zulassen. Er war mit Katja verheiratet. Glücklicher. Und auch die Wirkung, die von dieser fremden Frau ausging, war für ihn keineswegs eindeutig.

Aber es war viel zu früh, derartige Spekulationen anzustellen. Anton kannte sie erst seit wenigen Minuten. Wer konnte seine eigenen Gefühle nach so kurzer Zeit richtig beurteilen?

Der Internetanschluss war vordringlich. Zuallererst musste er sich darum kümmern, ermahnte er sich.

Um sich abzulenken, zog er eine Zeitschrift aus einem Regalfach im oberen Teil der Kommode. Die Ausgabe war drei Wochen alt. Das Meiste sei immer noch interessant, dachte Anton. Er begann, das Heft durchzublättern, ohne bei einem Artikel hängen zu bleiben. Dazu fehlte ihm die Geduld. Es genügte ihm, die Fotos zu betrachten und einige Headlines und Bildunterschriften mitzunehmen.

Sie kam zurück und servierte das Wurstbrot.

Anton überwand sich: „Darf ich Sie was fragen?“

„Ja, was?“

„Ich bin Feriengast drüben bei den Feichts, bin aber auf einen einigermaßen breitbandigen Internetanschluss angewiesen. Haben Sie zufällig einen?“ Das „zufällig“ war ihm sofort peinlich, weil die Wirtin jetzt meinen konnte, er hielt sie für so technisch rückständig wie seine Pensionswirte.

Die Wirtin schaute überrascht. Sie war es wohl gewöhnt, die Fragen von Feriengästen und Wanderern zu beantworten und Wegstrecken zu beschreiben. „Ja, da gleich hinterm Fernseher ist einer. Man kann mit

dem Fernseher auch Internetkanäle anschauen, also wird es schon für ihre Zwecke reichen.“

Anton freute sich. „Dürfte ich den gelegentlich benutzen? Ich zahle natürlich dafür.“

„Da brauchen Sie nichts dafür zahlen. Ich hab eine Flatrate, und Sie trinken ja auch was.“

„Das ist nett! Ich komme dann auch regelmäßig zum Essen herüber.“

„Ist schon recht.“

Die Wirtin ging davon.

Anton zog den Teller mit dem Wurstbrot heran. Die Freude machte ihm Appetit. Er hatte Zugang zu einem leistungsfähigen Internetanschluss. Und er konnte weiter diese Frau studieren. In seine Freude mischte sich diffuse Angst.

Anton scheute sich, sofort den Anschluss auszuprobieren. Andererseits drückte die Neugier, endlich zu erfahren, ob sich sein Spiellevel bedrohlich verschlechtert hatte. Je länger er die nächste Runde hinaus-schob, desto mehr würde er im Ranking zurückfallen. Doch er zwang sich zur Arbeit im Pensionszimmer. Er las nochmals seinen Aufsatz und den Artikel von Utzberg, machte sich Notizen zu den Passagen, die Gegenstand seiner Erwiderung werden mussten. Dann hielt er einen Nachmittagsschlaf, wobei an Schlaf nicht zu denken war. Die Unruhe jagte beständig Gedankenketten durch seinen Kopf. Er wollte hier zu sich kommen, über seine berufliche Situation reflektieren und die nötigen Schritte vorbereiten, insbesondere stark auf Utzbergs Angriff reagieren. Das würde ihm gelingen! Er wusste, er konnte sich diesbezüglich auf sich verlassen. Aber die Gegenwart dieser Frau, dieser Wirtin Conny, war eine zusätzliche Herausforderung, mit der er sich auseinandersetzen musste. Was löste sie in ihm aus? Wie sollte er damit umgehen? Er beschloss schließlich, der Vernunft den Vorrang zu geben und ihre unergründliche Wirkung zu ignorieren. Das war er Katja

schuldig. Und er war hier, um sich zu sortieren, und nicht, um neue Spannungsfelder zu eröffnen.

Schon am frühen Abend saß Anton wieder auf „seinem“ Platz im *Schottenstein*. Er hatte ihn so unmittelbar angesteuert, als sei er bereits sein Stammplatz.

Noch bevor die Wirtin die Bestellung aufnahm, hatte er das Stromkabel eingesteckt sowie das Internetkabel aus dem Flachbildschirm gezogen und zu seinem Computer geführt.

Sein Eifer, endlich den Browser zu öffnen, wurde unterbrochen. Die Wirtin hielt ihm die Speisekarte entgegen. Anton betrachtete wieder die schlanke Hand. Doch er ermahnte sich, seinen Vorsatz zu beachten. „Ich hoffe, es ist Ihnen recht, dass ich meinen Laptop angesteckt habe.“

„Ja, klar“, antwortete die Wirtin. „Haben wir ja so ausgemacht.“

„Danke. Ein Bier, bitte.“

Die Wirtin wechselte zum einzigen weiteren Gast: einem alten Mann, der vor einem leergetrunkenen Glas Weißbier hockte und lediglich durch kurzes Nicken zu erkennen gab, dass er ein zweites haben wollte. Anton warf einen Blick in die Speisekarte. Es waren nur wenige Gerichte aufgelistet. „Ein Schnitzel“, rief er der Wirtin zu.

Der Browser öffnete sich rasch. Anton atmete auf. Er startete *monsterkiller*. Der Fanfaren-Jingle dröhnte durch den Wirtsraum. Anton schaltete sofort den Lautsprecher stumm, aber er war erleichtert, ihn gehört zu haben.

Es war höchste Zeit, wieder aktiv zu werden. Die unüberschaubare Gemeinde der Mitspieler hatte während der vergangenen Stunden eifrig Punkte gesammelt und Anton zurückgeworfen. Er musste auf die Jagd gehen, Schätze und Goldtaler erringen.

Seine Figur, der Waldmagier Doron, ließ sich ohne Schwierigkeiten steuern. Die Qualität der Internetverbindung war also hervorragend. Er sandte Doron auf den *Pfad der Finsternis*, auf dem er viele Kämpfe würde bestehen müssen. An dessen Ende wartete Hyraklon, das schwarze Megamonster. Könnte er diesen Feind besiegen, würde er

EINE **VERLASSENE GEGEND** IM WALD.

EIN **FREMDER** AUF DER
SUCHE NACH STILLE.

EIN ALTER **FLUCH**,
DER ZUM LEBEN ERWACHT.

Bereits bei seiner Ankunft passiert etwas Seltsames: scheinbar ohne Ursache streikt der Motor seines Wagens. Anton sucht Entspannung in einer abgelegenen Pension in der mittleren Oberpfalz, in der Nähe von Nittenau. Sein Arzt und seine Frau haben dem Professor von der Uni München eine Auszeit nahegelegt, denn er ist überarbeitet und er hat sich in einen Konflikt mit einem Kollegen verrannt. Doch Anton tut sich schwer mit dem Abschalten. Er muss dringend einen Zeitschriftenartikel verfassen, mit dem er sich auf fachlicher Ebene gegen seinen Kollegen zur Wehr setzen möchte, und auch seine Spielsucht lässt ihn nicht zur Ruhe kommen. Zudem lernt er Conny kennen, die Wirtin eines ungewöhnlichen Wirtshauses. Durch ein Buch, das er im Wirtsraum findet, wird er auf die sagenumwobene Burg Stockenfels aufmerksam. Conny zeigt ihm das ruinenhafte Gebäude. Die Motive der Sagen beginnen Antons Fantasie zu beschäftigen. Oder ist es umgekehrt? Wird Anton in diese geheimnisvolle Welt hineingezogen? In der Abgeschiedenheit der ländlichen Umgebung verliert Anton allmählich vollends den Halt.

Heimat
battenberg
gietl verlag



BUCHVERLAG

ist eine Marke der
Battenberg Gietl Verlag GmbH



13,90 € [D]